

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63442-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Linda Zervakis

Etsikietsi

Auf der Such nach meinen Wurzeln

Rowohlt Polaris

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Hamburg, September 2020
Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Covergestaltung HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich
Coverabbildung Elissavet Patrikiou
Satz aus der Apollo MT
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-499-63442-0

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



für Chrissi



[...]

Prolog

Ich klebe an der Couch, knirsche, schmatze und furze vor mich hin. So ähnlich klingt es zumindest, wenn ich mich auf dem in die Jahre gekommenen blauen Sofa auch nur leicht bewege. Etwas peinlich berührt schaue ich zum Studiotechner und ziehe gleichzeitig meine Augenbrauen, Schultern und Arme hoch mit dem Gesichtsausdruck dieses unschuldigen Emojis, was ich immer dann im Messenger benutze, wenn ich keine Worte dafür finde, wieso, weshalb, warum. Sorry, kann ich ja nichts für den fiesen Schauer an diesem Septembertag, der mich ausgerechnet auf dem Rad überrascht hat. Dabei war der Sommer in Deutschland ausnahmsweise gigantisch. So trocken und heiß, dass ich schon seit Wochen nicht mehr auf den Sechs-Tage-Wetterbericht auf dem Handy geschaut habe. Nur im Urlaub in Volos habe ich es trotzdem getan, weil der Vergleich mit dem deutschen Mistwetter die Reise nach Griechenland normalerweise zu einem ganz besonderen Erlebnis macht. Dumm nur, wenn die Temperaturen in Mümmelmannsberg höher sind als auf dem Olymp. «Diese Jahr? Alles verrückt», kommentierte meine Mama die Lage unterm Schirm, als es am Mittelmeer plötzlich zu schütten begann. In Hamburg ist das ganz normal. Eigentlich. Deshalb ist die Vorhersage für Radfahrer, wie mich, ja auch so überlebenswichtig wie der Schulterblick. Heute habe ich dummerweise eine Wolkenfront übersehen. Für fünf Minuten lag die Regenwahrscheinlichkeit zwischen Falkenried und Klosterstern bei 100 Prozent. Intensität: stark. Und ich auf meinem Weg vom Fernsehstudio in Lokstedt zum Radiostudio an der Rothenbaumchaussee mittendrin. Jetzt klebt meine Jeans an der Kunstleder-couch, meine Haare plustern sich langsam auf. Ich ver-

treibe mir die Zeit und blättere mit klammen Fingern in einem bunten Heft, in dem ich nach einigen Seiten ein Hochglanzfoto von mir finde, ordentlich geschminkt und mit glatt gebügeltem Haar.

Ich bin also bi. Ganz interessant, was ich so über mich in der Zeitung lese. Also ... bikulturell. Das klingt nicht nur bescheuert, es fühlt sich auch genauso an. Wirklich lesen, nicht nur überfliegen und blättern, ist zu anstrengend, die Frühschicht hat einfach zu früh begonnen. Es ist kurz vor zehn, eigentlich habe ich schon seit einer Stunde Feierabend. Um 4 Uhr 30 saß ich für das «Morgenmagazin» bereits in der Tagesschau-Maske. Im MoMa werden die Nachrichten alle 30 Minuten ausgestrahlt, sodass es wieder und wieder heißt: «Guten Morgen, meine Damen und Herren. Nazis marschieren in Chemnitz, die Lage in Syrien spitzt sich zu, und Trump tobt auf Twitter. Damit zurück zu den Kollegen nach Köln.» Jetzt sitze ich hier, ein paar Studios und Stadtteile weiter, und warte auf ein Interview. Das Studiogelände liegt mitten in einer noblen Hamburger Gegend. Wer hier wohnt, hat es zu etwas gebracht, also strategisch klug geheiratet oder geerbt.

Irgendwo im Raum vibriert mein Handy. Vier Klingeltöne lang habe ich Zeit, das Rennen gegen den Anrufbeantworter zu gewinnen, eine Art Topfschlagen 2.0. Der erste Schlag trifft reflexartig auf die Jacke. Kalt. Vielleicht in der Handtasche? Wärmer. Blick in die Innentasche. Heiß. So schnell ich kann, öffne ich den Reißverschluss und berge das brummende Gerät aus dem ganzen Kruscht: Schlüssel, Lippenstift und Kaugummi. Zu spät. Ein Anruf in Abwesenheit, der Anrufer hat keine Nachricht hinterlassen, sein Anliegen war offenbar nicht so wichtig. Ein Blick raus in den Park sorgt für

einen schönen Kontrast zum überdrehten Nachrichten-geschäft in der ziemlich mitgenommenen bunten Zeitung und den Misstönen um Mesut Özil. Ja, erwischt, ich konnte mir doch nicht verkneifen, aufmerksam zu lesen. Der Kolumnist fordert in seinem Beitrag zur Debatte, «wir» sollen endlich entscheiden, wo wir hingehören. Schwarz-Rot-Gold kommt mir in diesem Moment nicht mehr bunt vor, sondern sehr einfarbig.

Eine schneeweiße Jugendstil-Villa schlummert vor dem Studiofenster hinter riesigen Rhododendron-Büschen, die schon lange nicht mehr blühen. Sogar das Eichhörnchen hält die Idylle nicht länger aus und lässt seine Vorrats-Haselnuss auf den nassen Rasen fallen. Danach beschleunigt es wie ein Elektroauto und flieht mit einem großen Satz in den Garten der Nachbarvilla. Der Sommer ist vorbei. Schade.

Ich muss noch etwas bleiben. Für mich ist heute das Studio eins gebucht. Was nach erster Klasse klingt, ist in Wahrheit eine kleine Aufnahmekabine mit dem Charme einer fensterlosen Abstellkammer.

Eineinhalb Kaffee später öffne ich die schwere Tür zum Studio. Meine Stimmung hat sich mittlerweile der grauen Wandverkleidung angepasst. Das kalte Metall ist zugunsten der Akustik gelöchert. Ich streife überdimensional große Kopfhörer über. Für einen Moment ist es mucksmäuschenstill, bin ich völlig abgeschlossen von der Außenwelt. In wenigen Sekunden beginnt das Radio-interview zu einem Literaturfestival in der Eifel. Auch Jahre nach der Veröffentlichung meines ersten Buches gibt es noch Fragen zur «Königin der bunten Tüte». Ich trinke nebenbei den dritten Kaffee. Mehr aus Gewohnheit, vielleicht auch gegen den Durst. Das Koffein wirkt nicht mehr, das Gehirn läuft nur noch auf Sparflamme. Der Magen sendet ein Lebenszeichen. Das Glu-

ckern klingt durch den Kopfhörer noch lauter, als würde ein Terrier ins Mikrofon knurren.

«Grüß Gott!», bellt mich eine Frau mit für diese Uhrzeit viel zu hoher Stimme an.

«Guten Tag, meine Damen und Herren!»

Keine Antwort. Ich räuspere mich und zähle bis drei. Das ist das Erkennungszeichen für die Technikerin am anderen Ende der Leitung.

«Können Sie uns hören, Frau Zervakis?»

«Hören schon, aber nicht verstehen», erwidere ich und schicke meinen ersten Lacher über das Mikrofon per Standleitung nach Stuttgart.

Wieder Stille. Keine Reaktion aus dem Ländle.

Jetzt hilft nur noch kaltes Leitungswasser, um wach zu bleiben. Ich spitze meine Lippen und ziehe sie danach wieder ganz breit auseinander.

«X-O-X-O-X-O.»

Keiner bemerkt meine Sprechübungen, ist ja nur ein Radiointerview. Meine dicke Morgenmagazinschminke aus der Frühschicht habe ich deshalb auch im Studio Lokstedt gelassen. Ich kann meine Gesprächspartner in Süddeutschland ja auch nicht sehen, stelle mir die Arbeitsatmosphäre in ihrem Studio aber sehr ... gemütlich vor.

«So, ich stell dann ins Stuuudio.»

Die Dame bemüht sich jetzt doch, Hochdeutsch zu sprechen, indem sie noch lauter, dafür aber langsamer spricht, und dabei jede Silbe künstlich in die Länge zieht. Nur den Singsang kann sie nicht abstellen. Die Vokale fahren mit der süddeutschen Satzmelodie jetzt Achterbahn und lullen mich beinahe endgültig ein. Nach Musik von Phil Collins, Robin Schulz und den Bee Gees ist mein Puls im Keller.

«Herzlich willkommen», begrüßt mich der Moderator mit seiner warmen, tiefen Radiostimme.

«Vom Kiosk in die Tagesschau und heute bei uns im Interview.»

In der Vorstellung rollt er mir den roten Teppich aus, um ihn mir dann mit der ersten Frage gleich wieder wegzuziehen.

«Wenn Sie sich für einen Pass entscheiden müssten, was viele Politiker gerade fordern: griechisch oder deutsch?»

«Schicken Sie die nette Kollegin doch erst mal zum Deutschkurs», denke ich mir spontan, drücke mich aber diplomatischer aus.

«Ich fühle mich wie Gyros mit Bratkartoffeln.»

Stille in der Leitung.

«Ich bin Europäerin», schiebe ich nach, um dann einmal mehr über das Glück zu berichten, stundenweise bei einer deutschen Tagesmutter aufgewachsen zu sein. Tante Toni verdanke ich meine akzentfreie Aussprache - und noch einiges mehr.

«Sie wurden als erste Tagesschau-Sprecherin mit Migrationshintergrund gefeiert ...»

«Ich mag dieses Wort nicht. Es ist wie ein Schatten, der hinter mir herläuft. Früher, in der Schule, war das nie ein Thema, da ging es um den Menschen.»

«Hat Ihnen die Arbeit im Kiosk auch etwas gegeben?»

«Der Kiosk ist eine gute Schule fürs Leben. Man lernt da auch, Vorurteile abzulegen.»

«Sie standen bis zu Ihrem 28. Lebensjahr selber regelmäßig sonntags hinter dem Kiosktresen Ihrer Mutter. Gab es Stammkunden, die sich Ihnen besonders eingepägt haben?»

«Der Stinker roch streng - aber wenn man ihn näher kennengelernt hat, hat man gemerkt, dass er nicht verkehrt

ist. Und Johnny, der ein Spinnennetz ins Gesicht tätowiert hatte - war eine liebe Seele.»

Drei Anekdoten später ist es so weit, das Interview ist beendet.

«War sehr nett mit Ihnen», verabschiedet sich der Radiomoderator höflich und legt zum Abschied noch einen Titel von Sandra auf.

«Hat doch subber geklappt. Tschüsle», singt die Stimme aus dem Off nahtlos weiter. Ich kann nicht mehr. Was für ein grandioser Remix: Sandra featuring schwäbische Sekretärin.

«Immer wieder gerne. Schönen Tag noch.»

Die Musik von Sandra läuft in meinem Kopf weiter, der Ohrwurm begleitet mich noch bis zur Bushaltestelle und versetzt mich für einen Augenblick zurück in die achtziger Jahre. In meinem Inneren spielen unglaubliche Szenen. Mit großen Schritten spule ich mein Jazzdance-Programm zur Melodie mit dem Plastik-Sound ab, mit Stulpen über den Leggings tanze ich durchs Studio, ein pinkfarbenes Stirnband hält meine wilde Mähne aus dem Gesicht. So bin ich aufgewachsen. Und zwar in Deutschland.

Beim Blick auf die anderen Fahrgäste denke ich noch mal über diese fiese Frage nach: Warum soll ich mich eigentlich für einen Pass entscheiden? Und wie soll das in der Praxis bitte schön funktionieren? Ich sehe mich ein paar Haltestellen weiter schon beim Einwohnermeldeamt aussteigen. In meinem Tagtraum taucht plötzlich ein Fragebogen mit animiertem Bundesadler auf.

«1, 2 oder 3 ... Du musst dich entscheiden, drei Felder sind frei ...»

- O.....
- O.....
- O.....

«Bonusfrage: Mit welchen Präsidenten möchten Sie gerne ein Foto machen? Nur eine Antwort ist möglich!»

.....

Wichtig: Denken Sie bitte unbedingt daran, alles zu entsorgen, was fortan nicht mehr zu Ihrer Nationalität gehört.

(Beispiel: Musik von Sandra kommt in die gelbe Tonne, Alben von Mikis Theodorakis gehören in die grüne Tonne.)

Schlafmangel kann einen ganz schön abdriften lassen. Ich hole tief Luft und steige um.

«Sind Sie nicht ... die Frau aus der Tagesschau?»

«Ja, das bin ich. Lustig, dass Sie mich erkannt haben, ich erkenne mich nämlich heute selbst nicht!»

«Sie fahren noch mit dem Bus?»

«Ja, möchten Sie sich setzen?»

Vornehm hanseatisch bedankt sich die ältere Dame und lächelt, danach mustert sie mich, leicht irritiert über die unerwartete Begegnung, und schweigt. Gediegen, zurückhaltend, alte Hamburger Schule. Sie trägt eine dunkelblaue Steppjacke. Die graue Kaschmirmütze sitzt wie eine Krone auf ihrem silbernen Haar. Ihre gepflegten Hände klammern sich am Holzgriff ihres karierten Regenschirms fest. Perfekte Haltung, Hände immer einge-

cremt und die Nägel ganz unauffällig lackiert. Mich gibt es heute leider nur ungeschminkt im HVV. Die Linie 5 zählt zu Europas vollsten Buslinien. In den großen XXL-Bussen kann ich wunderbar abtauchen. Mit meiner rechten Hand versuche ich dabei, einen freien, grauen Plastikgriff an der Decke zu angeln. Wie ein Affe hangle ich mich mit einem Arm bis zum Ausgang und aktualisiere mit meinem linken, trainierten WhatsApp-Daumen Termine (Elternabend-Sendung-Sendung-Mama-Sendung). Während ich mit links mein Leben organisiere, synchronisiert mein Kalender in Echtzeit die neuen Einträge und schlägt mir gleichzeitig vor, statt der S31 die S3 zu nehmen. Nächster Halt: Dammtor.

Auf den Bahnsteigen Richtung Harburg verändert sich die Kleiderordnung. Die Bomberjackendichte nimmt allmählich zu. Auch ich trage eine grüne, dazu Jeans und weiße Turnschuhe. In meiner Straßenuniform spricht mich eigentlich selten jemand an. Die Fernsehzuschauer erkennen mich vielleicht im schwarzen Hosenanzug oder mit knalligem Blazer und offenem, glatt geföhntem Haar. Aber nicht mit einer bunten Mütze und Zopf.

Die Bahn überquert die Alster, laut HVV-App sind es noch 19 Minuten bis zu meiner Mama Chrissi und ihrer frisch gebackenen Pita. Ich freue mich sehr auf das Backblech mit Schafskäse. Das Rezept verrät Muddi nicht, sonst würde ich nicht mehr häufig genug vorbeischaun, fürchtet sie. Hinter den Gleisen verschwindet derweil die Hafencity, die sich mit jeder Fahrt ein kleines bisschen verändert. Mit jeder weiteren Station Richtung Harburg ändert sich auch der Slang.

«Was los, Digger?»

«Voll krass, Digger!»

«Ey Mega, Digger!»

Eine vierköpfige Gang kommt nicht auf die Idee, für eine ältere Frau wie mich aufzustehen. Zumindest qua Wort-

schatz sind sie noch lange nicht volljährig, haben aber schon Ansprüche wie CEOs kurz vor der Abfindung.

«Isch würde meinen Jaguar F-Type schwarz matt lackieren. Auch die Felgen, Digger.»

«Alter, ich lass meinen Smart von AMG tunen mit 180 PS, von null auf hundert in fünf Sekunden.»

«Digger, dafür hast du keine Kohle!»

«Alter, geh ich nach Syrien, die zahlen gut.»

Jeder Satz kommt wie aus der Pistole geschossen. Bevor das Abteil in die Luft fliegt, muss ich leider schon wieder aussteigen und die Rolltreppe zum Rathausplatz nehmen. Endlich wieder frische Luft.

Und auch schon wieder eine Nachricht auf der Mailbox.

«Linda?»

Pause. Eine Oktave höher und noch lauter.

«Linda?»

Die Mailbox hat in 39 Sekunden gerade mal zwei Worte und ein seltsames, dumpfes Geräusch festgehalten. Was war da los? Sturz oder Überfall? Ich beeile mich auf den letzten Metern zu Chrissi besonders und öffne eilig die Tür.

«Mama?»

Pause. Eine Oktave höher und noch lauter:

«Mama?»

Ich ertappe das vermeintliche Opfer regungslos vor dem geöffneten Ofen, das Backblech hat sich wohl verhakt. Es folgt ein lauter Schrei, Muddi springt auf wie bei der Prüfung zum Sportabzeichen, weil sie die Topflappen vergessen hat und fällt mir anschließend in die Arme.

«Bist du schon lange da?»

«Gerade gekommen.»

«Ich hör doch so schlecht, komm setz dich hin und iss erst mal was. Ich habe eine Überraschung.»

«Sieht aus und riecht wie immer.»

«Ich bin fertig.»

«Die Beine oder der Magen?»

«Nix da.»

«Was dann?»

Meine Mama steht wortlos auf und holt ein Notizbuch aus der Schublade. Was mag das wohl sein? Überreicht sie mir nach Jahren erfolglosen Bittens vielleicht endlich ihr Pita-Rezept?

«Bitte schön, meine Leben», sagt sie nur und drückt mir mit einem verschmitzten Grinsen die Kladde in die Hand.

Ich bin jetzt restlos verwirrt, lasse mich auf den nächstbesten Stuhl sinken und blättere durch die handgeschriebenen Aufzeichnungen. Die Erinnerungen meiner Mutter. Von der Kindheit in Griechenland bis zur Gastarbeiterin in Deutschland. Ich weiß tatsächlich kaum etwas darüber, wie Mama aufgewachsen ist und welche Rolle Deutschland schon damals für sie gespielt hat, lange bevor sie ihren Koffer gepackt hat und als Gastarbeiterin in eine Fahrradfabrik nach Quakenbrück kam. Ich darf nun als Erste darüber lesen, noch vor meinen Geschwistern. Eigentlich ein großer Moment, doch sie nimmt mir ihre Lebensgeschichte gleich wieder ab, legt sie mit einem entschiedenen «Später, später» zur Seite, und so sind wir schnell wieder beim aktuellen Tagesgeschäft: Essen und Sorgen.

«Du hast gut ausgesehen heute früh in Fernsehen. Nicht so wie eine Zigeunerin.»

«Mama, das darfst du nicht mehr sagen.»

«Wieso?!»

Nach einigen praktischen Lektionen über gesunde Ernährung (Mama) und politisch korrektes Sprechen (ich) packe ich gespannt Mamas Leben ein und verabschiede mich in Richtung Haltestelle. Aus der S-Bahn beobachte ich in der Dämmerung die bunten Farben. Im neu-

en Spiegel-Gebäude brennt in vielen Büros noch Licht, auf den Hotelbaustellen ist dagegen schon Feierabend. Große Baumaschinen hängen am Kran und erschweren den Blick auf die Elbphilharmonie, in deren Dachfenstern sich die Abendsonne wie eine Discokugel spiegelt. Zu diesem einzigartigen Bild des Hamburger Hafens gehören auch die Frontscheinwerfer und die Bremslichter, die der Elbtunnel auf der einen Seite verschluckt und auf der anderen Seite neben den Containerburgen ausspuckt. Hier blinken die gelben Warnlichter der Hafenkranen schon seit über 40 Jahren rund um die Uhr. Genau so lange fahre ich schon über die Elbe. Das Wasser fließt nach wie vor langsam Richtung Meer, irgendwie beruhigend. Aber: Was steht nur in dem Buch? Keine Ahnung. Irgendwie beunruhigend.

Teil 1

Kapitel 1

Wurzelbehandlung

Mir wird schwindelig. Bitte nicht jetzt. Einfach Luft anhalten und weiterlaufen bis zur nächsten Tür. Geschafft. Ich kann mich gerade noch auf einen freien Bürostuhl retten und atme tief durch. Mein Sessel in der Maske ist besetzt von irgendjemandem, der sich für eine Frisur im Gesicht entschieden hat. Obenrum ist bei ihm alles wegrasiert, mehr kann ich von hier aus nicht erkennen. Ich schließe für einen Moment die Augen. Ich versuche, meine weißen Turnschuhe auf der Plastikkante des braunen Papierkorbes zu parken, ohne ihn dabei umzuwerfen. Der Mülleimer ist genau die richtige Ablage für meine Gummibeine. Auch meine Nackenmuskulatur ist plötzlich wie ausgeschaltet und lässt dadurch automatisch meinen Kopf nach hinten sacken. Ich bin übermüdet: das Tagebuch, der Alltag, der Schichtdienst – büschen viel.

«Alles gut bei dir?», fragt mich die Maskenbildnerin Steffie, während sie dem Kollegen die Glatze abpudert. «Etsikietsi, so lala», denke ich, hebe aber wortlos den Daumen und massiere mit der anderen Hand den kalten Schweiß in den Nacken. Dabei versuche ich mich an den Namen des vollbärtigen Reporters zu erinnern, der vor kurzem noch ein Volontariat gemacht hat und jetzt schon ganz selbstbewusst und souverän die Kulturnachrichten im Studio präsentiert.

Während ich mich vergeblich bemühe, mich zu entspannen, fangen die beiden anderen im Raum plötzlich an zu kichern. Klebt da etwas im Haar, habe ich vielleicht Zahnpasta im Gesicht oder mich unbemerkt auf ein Pupskissen gesetzt?

«Habt ihr hier etwa einen durchgezogen?», frage ich mit geschlossenen Augen und schnuppere dabei wie ein Schäferhund vom Zoll bei einer Routinekontrolle.

«Alles entspannt, mein Schatz, da waren gerade so ein paar Rapper zum Interview. Weißt Bescheid.»

Steffie macht einen Schritt zur Seite, stemmt einen Arm in die Hüfte und präsentiert ihr Schminkwerkzeug wie eine Pistole.

«Hauptsache, ich bekomme von der dicken Luft hier keine roten Augen, Alter!»

«War ja nicht der Wu-Tang-Clan, sondern nur die Antilopen-Gang. Ich mach das Fenster mal kurz auf Kipp.»

Die frische Luft wirkt sofort, jetzt endlich habe ich meinen Namens-Flashback: Es ist Torben. Steffie kontrolliert ein letztes Mal seine Verkleidung. Weißes Hemd, blaues Sakko, Vollbart. Alles sitzt. Bevor Torben im kühlen Studio verschwindet, bedankt er sich mit einer Ghettofaust bei der Maskenbildnerin für die gute Zeit. Noch bevor ich Platz nehmen kann, öffnet sich die Tür erneut, und Torben guckt um die Ecke.

«Ich sag der Regie Bescheid, sie sollen einen Zwinkersmiley als Hintergrundgraphik vorbereiten, falls du nachher umkippst.»

Irgendwie habe ich das Gefühl, ich werde hier gerade verarscht, und gleich gibt es einen Blumenstrauß vom Team der «Versteckten Kamera». Doch stattdessen bekomme ich nur eine Überdosis Haarspray und verschwinde unter der Chemiewolke, die aus meiner Krause eine glatte Matte macht. Mein Körper ist offenbar schon auf den Geruch konditioniert, so langsam springen meine Synapsen wieder an – mein Puls hat ja noch 90 Minuten Zeit bis zum Gong.

Für mich ist die Tagesschau um acht so etwas wie ein großer Gottesdienst. Jeden Tag. Ganz egal, wie oft das Handy tagsüber schon vibriert hat, Computerstimmen,

Termine und Routen vorgegeben haben und zwischen- durch ein fast leerer Akku einen in Panik versetzt hat. Pünktlich um 20 Uhr ist die Welt dann wieder in Ordnung, auch wenn es ihr in Wahrheit gerade wieder nicht so gut geht. Dann ist für eine Viertelstunde alles ganz routiniert.

Die heiligen Hallen sind bei uns sehr schlicht gehalten. Grauer Teppich, grauer Beton, seriöser Jargon. Statt eines Kruzifixes hängt ein riesiger Roboterarm von der Decke. Gesteuert wird er von der Regie, die nebenbei noch circa tausend Scheinwerfer an- und ausknipst. Ein großer Vorteil: Im grellen Licht verschwinden die Falten, die meisten zumindest. In der Frontalen ist auch meine kleine Wampe fast nicht mehr zu sehen. Deshalb fühle ich mich vor der Kamera eigentlich ganz wohl, auch wenn die Nachrichtenlage meist schlecht ist.

Während die Redaktion klärt, ob der Beitrag des Korrespondenten rechtzeitig für die Sendung um 20 Uhr überspielt werden kann, lese ich die bereits fertig formulierten Nachrichten schon mal ein, damit ich mich in der Live-Sendung nicht verspreche. Die einen kümmern sich also um Text und Bild, überprüfen die Nachrichtenquellen, recherchieren rund um die Uhr und übersetzen die komplizierten Botschaften in klare Sätze. Ich trage die Nachrichten dann vor, seriös, neutral, hanseatisch.

Als der Grexit drohte, waren griechische Minister ständig in der Tagesschau. Die Bilder von Rentnern, die kein Geld für die Miete oder ihre Arzneimittel hatten, nahmen mich sehr mit, ohne dass ich mir das anmerken lassen durfte. Ähnlich ist es heute, wenn es immer noch um die Flüchtlingslager auf Lesbos geht, deren Lage an diesem Tag so katastrophal ist, dass die Redaktion sich für eine Off-MAZ entscheidet. Das bedeutet, dass wir keinen Beitrag eines Korrespondenten senden, der etwas

erklärt, sondern stattdessen Bilder zeigen, die mit einer live vorgetragenen Nachrichtenmeldung unterlegt sind.

«Was für eine Sch..., rafft ihr es eigentlich gar nicht?», beende ich die Nachricht über ein Feuer in einer überfüllten Notunterkunft gedanklich. Dieser Satz steht so natürlich nicht in meinem Skript, ich werde ihn also auch nicht aussprechen und bediene stattdessen das Fußpedal für die nächste Meldung, die ich routiniert wie immer mit einem Lächeln beende. Die Lottozahlen. Sie lauten:

«4, 7, 11, 33, 38, 39, Superzahl 9, alle Angaben sind wie immer ohne Gewähr.»

Mein sonst strenger Blick verwandelt sich rechtzeitig zu einem Zwinkersmiley, und ich verabschiede mich von den Zuschauern. Pünktlich um 20 Uhr 15 übernimmt Florian Silbereisen mit den Schlagerchampions.

Müde und erschöpft sitze ich ein paar Stunden später – nach Tagesthemen und Redaktionskonferenz – endlich auf meiner Bettkante und knipse die Nachttischlampe an. Ist der Wecker gestellt? Flugmodus aktiviert? Und was ist jetzt eigentlich mit Mamas Memoiren?

Ich bin viel zu neugierig, um jetzt einzuschlafen, und vertiefe mich in die ersten Seiten, die gleich mit einem ziemlichen Hammer beginnen: «In meinem Kopf spielen sich Träume ab, die ich noch keinem erzählt habe», las ich da in Mamas fast mädchenhafter Handschrift, die ich sonst vor allem mit Einkaufszetteln und Urlaubskarten in Verbindung bringe.

Gleich der erste Satz ihrer Aufzeichnungen beschleunigt also meinen Puls.

Dass ich in Harburg aufgewachsen bin, habe ich ja schon erzählt. Aber wo komme ich eigentlich her? Papou und Yiayia nennt man in Griechenland die Großeltern, also Opa Kostas und Oma Sofia. Gerade Sofia scheint so

freundlich, still und zurückhaltend gewesen zu sein, dass selbst ihre Kinder nach all den Jahren nur noch ein vages Bild von ihr haben. Und die beiden selbst kann ich leider nicht mehr fragen, aber ich werde sie jetzt auf den nächsten Seiten hoffentlich doch noch besser kennenlernen.

Viel zu wenig weiß ich über unsere Familiengeschichte in Griechenland. Kein Wunder. Für private und gar intime Fragen an meine Mama fehlte in all den Jahren zwischen Zitronensuppe, Hähnchenschenkeln (nach dem Original-Rezept von Tante Irini. Ein Huhn wird mit Kartoffelspalten für zwei Stunden in einem Sud aus Zitrone, Olivenöl, Knoblauch, Zwiebeln und selbstgepflücktem Oregano in den Ofen geschoben.) und griechischem Mokka meistens die Zeit. Zumindest habe ich mir das immer eingeredet. Vielleicht habe ich mich einfach nicht getraut, Mama zu fragen, wenn wir dann vom Tisch aufgestanden sind und das Geschirr von Hand abgespült haben, weil eine Spülmaschine das ja nicht annähernd so gut hinkommt wie Chrissi persönlich. Eigentlich wollten wir dann ja auch leise sein, weil meine Brüder nach dem Essen ein ganz anderes Familienritual pflegen: Sie ziehen sich auf das Sofa zurück, strecken die Beine aus und machen unserer Mutter das größte Kompliment nach der Mahlzeit – sie schlafen auf der Stelle ein. Also bitte nicht stören.

Komisch. Dabei müsste doch jedes Familienmitglied wissen wollen, was im Leben von Opa Kostas passiert ist, dass wir heute nicht mehr auf der kargen Halbinsel Peloponnes unseren Mittagsschlaf unter einem Olivenbaum abhalten, während sich die Felsen aufheizen, die Energie der Sonne für die Nacht speichern und dabei frische, kühle Luft vom Meer ansaugen. So einen erholsamen Mittagsschlaf, bei dem der Wind die Blätter ra-

scheln lässt und nur zirpende Grillen die Ruhe unterbrechen, gibt es in ganz Europa nur noch ganz selten.

Die Geschichte von Kostas, dem Vater meiner Mutter, dreht sich tatsächlich um einen Olivenbaum und lässt mich gleich träumen. Die Olivenernte im kleinen Dorf Kalithea in Peloponnes entschied darüber, ob eine Familie gut über den Winter kommen würde. Auch auf der griechischen Halbinsel können die Winter bitterkalt werden. Das vergesse ich gerne in meinem gemütlichen Bett, während die Fußbodenheizung automatisch vom Tag- auf den Nachtmodus umschaltet. Ein unvorstellbarer Luxus für meinen Großvater. Seine Familie besaß gerade mal ein paar Ziegen und ernährte sich ansonsten von Obst und Gemüse aus dem Garten, es gab Kartoffeln und Auberginen, wilde Kräuter, wilden Spinat und Rüb-samen vom Wegesrand. Insgesamt war der Besitz auf dem griechischen Land in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts also sehr übersichtlich. Unter den Olivenbäumen war das Gras spätestens ab Juni vertrocknet, die Ziegen und Hühner waren dann den ganzen Tag über auf der Suche nach Futter. Den Menschen ging es ganz ähnlich, und das - übers Jahr betrachtet - fast immer. Griechenland war bitterarm und hatte gerade erst den Krieg gegen die Türken verloren. Die griechische Bevölkerung war nicht mehr ganz so stolz auf ihre bewegte Geschichte, die Not nagte am Selbstvertrauen. Die Dauerkarte für Tragödien hinterließ viele Narben, Witwen und Waisen. Nachdem der Krieg verloren und die großen Feuer gelöscht waren, stapften viele auf der Suche nach einer neuen Heimat orientierungslos durch die Asche. Allein durch den Vertrag von Lausanne war schätzungsweise jeder vierte Grieche auf der Flucht. Eine halbe Million Muslime musste zurück in die Türkei, gleichzeitig machten sich rund anderthalb Millionen Or-

thodoxe auf den Weg nach Griechenland. Viele starben bei dieser brutalen Umsiedlung.

Mein Großvater ist in dieser schwierigen Zeit aufgewachsen und hat sein Heimatdorf freiwillig verlassen, um woanders eine Ausbildung zu erhalten. Auf diesem Weg ist er auch vielen Flüchtlingen begegnet. Ich bin neugierig, welche Chance ihm das Leben gegeben hat, und schenke mir noch eine Tasse Bergtee von meiner Tante Irini ein. Einmal im Jahr schickt sie uns ein Paket aus ihrem Heimatdorf Farkadona in Trikala. Darin ist selbstgemachte Seife aus Olivenöl, ein Glas Honig vom Nachbarn und eine Tüte mit getrockneten Salzflocken aus dem Mittelmeer. Die kleinen Schätze sind liebevoll in selbst bestickte, weiße Stofftücher gewickelt. Damit auf dem Postweg auch ja nichts kaputtgeht, wird das Paket mit feinen Kräuter-Säckchen gut ausgepolstert, gerentet im Garten oder in den Bergen und in der Sonne getrocknet. Es riecht also immer sehr intensiv, wenn wir die Kiste öffnen. Ich muss sie, wenn ich mich das nächste Mal für ihre Gaben bedanke, auch unbedingt fragen, was Tante Stavroula macht.

Kostas jobbte zunächst als Erntehelfer auf einer Zitronenplantage und nutzte nach einem Monat die Gelegenheit, um mit etwas Geld in der Tasche den Sprung von der Halbinsel Peloponnes aufs Festland zu wagen: erst mal in den Hafen von Piräus, wo Fischkutter und Containerschiffe vor Athen landeten. Sehr schnell lernte er, wie ein Hafenkran zu bedienen war, vor allem aber, was man tun musste, wenn sich eine Kette verhakte: Er war begnadet darin, Maschinen zu reparieren. Die anderen Hafenarbeiter riefen immer dann nach Kostas, dem Mechaniker, wenn mal wieder eine Kurbel klemmte. Auch bei den Schlägereien in den Hafenbaracken war seine Rolle schnell geklärt: Er konnte besser schlichten als kämpfen. Weil er abends keine Lust mehr auf

Krawall und Streitereien hatte, zog er sich zurück in sein Baracken-Stockbett und versuchte zu lernen, bis ihn der Schlaf übermannte. Nach einiger Zeit wollte er dem Lärm und Geschrei der Hafengegend wirklich entfliehen und mietete seine erste eigene Unterkunft – direkt über einer Taverne. Die Besitzer, Familie Stamoulaki, vermietete auch Einzelzimmer. Sie waren ganz schlicht ausgestattet mit einem Bett und einem Stuhl, nicht größer als sieben Quadratmeter. Sie boten genug Platz für Durchreisende, Handlungsreisende, aber auch für Hilfsarbeiter, die im Hafen etwas Geld verdienen wollten. Auch in der Pension war das technische Geschick von Kostas die Eintrittskarte für einen längeren und komfortableren Aufenthalt. Er reparierte kaputte Türen und defekte Schalter schnell und günstig. Im Gegenzug hob ihm die Wirtin, die sich um ihn sorgte und befürchtete, dass er seine Zeit, sein Talent und vor allem all seine Kraft auf den Baustellen ließ, meist einen Teller Kichererbsen-Suppe auf, mit etwas Glück auch mal gekochtes Ziegenfleisch mit Kartoffeln. Kostas war darüber froh und dankbar. Seine Einnahmen von der Baustelle gingen zur Hälfte für die Miete drauf, ein Großteil für die Verpflegung, und den Rest sparte er in einem Lederbeutel, den er immer bei sich trug und gut versteckte.

Die Taverne war ein guter Ausbildungsplatz für das Leben und die weite Welt, sie lockte auch immer wieder Geschäftsleute aus aller Herren Länder von den Kaimauern an die Tische. Und so lernte Kostas bei einem Teller Tarama wohl einen Amerikaner kennen. Das ist eine geräucherte Fischrogencreme, die hellrosa leuchtet und mit frischer Petersilie besonders lecker schmeckt. Bei dem Gedanken an eine Portion höre ich meinen Magen knurren, drehe mich zur Seite, schlafe sofort ein und träume von einer gemischten Vorspeisenplatte.